

wir dann nicht auch im 19. Jahrhundert den Liberalismus aufwerten. Ich meine natürlich den politischen Liberalismus, den ich vom wirtschaftlichen klar unterscheiden möchte. Mir fällt auf, dass die heutige Linke auf vielen Fragen eigentlich eine liberale Position vertritt: im Asylproblem, in der Drogenfrage usw. Liberale Lösungen statt repressive vertritt ja hier die Linke. Wo ziehst du für eine Neukonzeption der Linken eine Grenze zum Liberalismus und wo sind vielleicht auch Elemente aus der politischen Theorie des Liberalismus für eine zukünftige Linke brauchbar?

Bernd Rabehl: In die Verfassung festgeschrieben sichern die Freiheits- und Menschenrechte die Integrität der Persönlichkeit, das individuelle Freiheitsrecht, und damit einen wichtigen Bestandteil der Grundrechte. Die Weimarer Verfassung hatte eine Doppelstruktur. Sie enthielt die sozialistische Verstaatlichung, Vergesellschaftung, das Räterecht, aber auch die andere Seite, die Präsidialdiktatur, die Notverordnungen usw. Es wurden absichtlich nach 1945 die Freiheits- und Menschenrechte in das Grundgesetz hineingenommen, um eine derartige Tendenz zu vermeiden. Ich glaube, das muss ernst genommen werden. Das ist eine echte Errungenschaft – zumindest für das Grundgesetz der Bundesrepublik und heute für das gemeinsame Deutschland. Damit

können unter Umständen bürokratische Tendenzen verhindert werden.

Damit sind wir beim Liberalismus. Der reale Liberalismus ist reaktionär, zumindest in der BRD. Die FDP als liberale Partei ist eigentlich eine autoritäre Partei. Es gibt ein paar Liberale da drin, die eine liberale Gesinnung haben und die eine grosse Rolle gespielt haben bei vielen Diskussionen, zum Beispiel über das Asylrecht. Sie haben versucht,

die Verfassung festzuschreiben oder aufrechtzuerhalten. Aber generell ist diese Partei keine liberale Partei. Deshalb ist der Gedanke gar nicht abwegig, dass die Linke im Grunde genommen einen Liberalismus, der keine soziale Grundlage mehr hat, neu beleben und ihm eine neue soziale Grundlage geben kann. Jeder Emanzipationsgedanke, jede Sozialismus-

vorstellung braucht das als Grundlage. Das haben wir doch aus unserer eigenen Geschichte gelernt. Da, wo das individuelle Freiheitsrecht weg ist, entstehen totalitäre Züge in den eigenen Organisationen, aber auch in den eigenen Ideologien und Vorstellungen. Es wird immer notwendig sein, diese Freiheits- und Menschenrechte weiterzuschreiben, sie den aktuellen Bedingungen und den aktuellen Problemen anzupassen.

**«Die Linke muss
im Grunde genommen einen
Liberalismus, der keine soziale
Grundlage mehr hat, neu beleben
und ihm eine neue soziale
Grundlage geben.»**

Besprechung des Buches von Emil Zopfi «Die Fabrikglocke»:

Proletariat und Klassenkampf, Berge und Heimat

Von einem der ersten Arbeiterkämpfe gegen die Fremdbestimmung handelt das letzte Buch von Emil Zopfi. Aber nicht nur! Das Glarnerland, wo 1837 der erste Streik in der Geschichte der Schweiz stattfindet, ist für Zopfi auch das Land, wo er herkommt und wo er nun seine Wurzeln sucht. Das Glarnerland ist aber auch das Land der Berge, auf die der Autor gerne hinaufsteigt. Drei wichtige Motive, um sich in die Lektüre der «Fabrikglocke» zu stürzen. Eine Lektüre, die nicht leicht ist. Grund genug, sich mit dieser Geschichte tiefer auseinanderzusetzen.

Bruno Bollinger

Ich muss es von Anfang an gestehen: Ich hatte Mühe, das Buch fertigzulesen. Die Geschichte ist nicht so spannend wie andere Werke von Emil Zopfi, beispielsweise der Computerroman «Jede Minute kostet 33 Franken» oder die Bergsteigererzählung «Die Wand der Sila». Auch das Thema ist nicht so gradlinig. «Vierzig Jahre waren vergangen. Meine Eltern längst tot, begraben irgendwo draussen in der Welt. Ich war im Alter, wo man nach den Wurzeln zu suchen beginnt und sich fragt, woher man kommt, wohin man gehört.» Er ist in Ziegelbrücke auf den

Regionalzug nach Glarus umgestiegen. «Mir fiel ein, dass das Glarnerland einst die am dichtesten industrialisierte Gegend in Europa gewesen war.» Da wird der Faden aufgenommen, der hundert Jahre zurückgeht.

«Für das, was sich unter den Männern, Frauen und Kindern anbahnt, die in lebhaft diskutierenden Gruppen dem Oberdorfbach entlang gegen Glarus hinabziehen, gibt es noch kein Wort. Die Sprache hinkt den Ereignissen hinterher. Am Morgen des 21. Februar 1887 beginnt in Glarus der erste grosse Industriestreik in der Geschichte der Schweiz, einer der ersten überhaupt. Doch niemand handelt in diesem Bewusstsein, der Aufstand ist spontan, ähnliche Vorgänge im Ausland sind kaum bekannt. Zeitungen lesen nur die Herren. Man hat vielleicht von den Arbeiteraufständen in Lyon gehört, die vor wenigen Jahren blutig niedergeschlagen wurden, oder von Uster, wo vor fünf Jahren Heimarbeiter die Weberei Corrodi & Pfister in Brand steckten. Dass im April 1820 in Glasgow mehr als 60'000 schottische Weber, Bergarbeiter, Maschinenbauer, Giesser und Baumwollspinner streikten, weiss niemand. Es gibt noch keine Arbeiterbewegung mit einer eigenen Geschichte, einem Bewusstsein. Noch ein Vierteljahrhundert wird es dauern, bis das englische Wort "to strike" in die deutsche Sprache eingeht. Bis die Arbeiter gelernt ha-

ben, dass das organisierte Verweigern der Arbeit, der Streik, eines der wirkungsvollsten Mittel ist, um ihre Interessen durchzusetzen.»

Gleichzeitig mit der Industrialisierung beginnen auch die Arbeiterkämpfe. Gleich wie Zopfi hundert Jahre später kommt in jenen Tagen Friedrich Kubli im Glarnerland an. Kubli ist Drucker und wird als Korrektor und Mitarbeiter der Redaktion der Lokalzeitung angestellt. Im Wirtshaus kommt er mit den einheimischen Arbeitern in Kontakt.

Die angenommene Geschichte

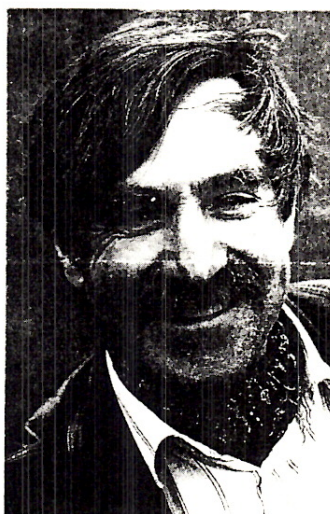
«Legler beugte sich zu ihm hin. 'Wenn du schreiben kannst, dann schreib über unsern Streit. Schreib, dass wir keine Fabrikglocke brauchen. Schreib, dass es genügt, wenn die neuen Maschinen den Menschen die Arbeit wegessen, die Dampfmaschinen, die Spinn- und Webmaschinen. Schreib, dass wir keine Maschine brauchen, die uns auch noch die Zeit wegfrisst.'»

Die Arbeiter sind aufgebracht, weil sie am Morgen zu einer ganz bestimmten Zeit mit der Arbeit in der Fabrik beginnen müssen. Die Zeit wird von einer Glocke angegeben. Spontan kommt mir der Vergleich mit der Einführung der gleitenden Arbeitszeit in den Sinn. Nicht zufällig erfolgte diese, als die pendelnden Arbeiterinnen und Arbeiter zunahmen und von technischen Verkehrsmitteln abhängig waren (Bahn und Auto) und nicht mehr gezwungen werden konnten, immer pünktlich zu sein. Jetzt ist man daran, eine Stufe weiter zu gehen. «Der Computer als moderne Stoppuhr. Wer kommt und wer geht, steckt seine Karte ins Lesegerät. Jedes Produkt, das verkauft wird, ist ein Tastendruck. Der Computer überwacht, zählt, summiert, kalkuliert im Hintergrund. Er ist eine neue Uhr. Der Glockenschlag, der einst die Arbeitszeit vom Feierabend trennte, ist längst verklungen. Der unhörbare Clock des Prozessors regiert.»

Der Drucker Kubli hilft heimlich den Arbeitern, Flugblätter zu schreiben. Er schreibt Berichte für auswärtige Zeitungen, denn die Lokalzeitung steht – wie könnte es anders sein – auf der Seite der Mächtigen, im fraglichen Kampf natürlich auf der Seite der Fabrikherren. Von diesen Berichten ist aber nicht viel übriggeblieben. Darum «erdenkt» sich Emil Zopfi die Geschichte.

«Ob der alte Egidius Trümpy diesem Bild entsprochen hat, weiss ich nicht. In meiner Vorstellung weist er ähnliche Züge auf wie der Fabrikherr, dem meine Eltern dienten, hundert Jahre später, ein Glarner Textilunternehmer, der über unser Dorf wie ein Vater herrschte, alles besitzend und bestimmend, ein harter und weicher Mensch zugleich. Der Fabrikant, der Prinzipal, der Herr.» Egidius Trümpy war der Besitzer der gleichnamigen Fabrik, in welcher der «Glockenstreik» stattgefunden hat.

«Nach langen Diskussionen nehmen nebst Legler Leute der verschiedensten Fraktionen und Fabriken im Komitee Einsitz. Zu viele, stellt Kubli fest. Sie werden palavern und sich selber im Weg stehen. Eine schöne Farbköchin aus Schwändi, der er schon begegnet ist, wird zu seinem Erstaunen ebenfalls delegiert, trotz dem Murren einiger Männer. Doch Legler sagt: 'Die Weiber haben zwar an der Landsgemeinde nichts zu suchen, doch in der Frage der



Emil Zopfi, geboren 1943, studierte Elektrotechnik und arbeitete als Computerfachmann. Er lebt heute als freier Schriftsteller im Kanton Glarus.

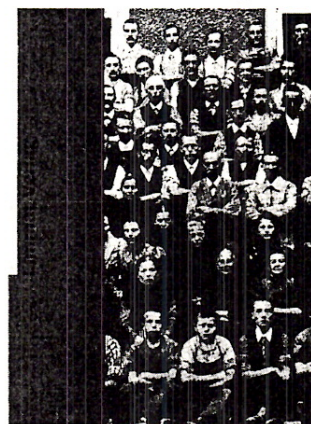
Im Limmatverlag erschienen bisher:

- Computer für tausendundeine Nacht. Roman, 216 Seiten, 22.-
- Lebensgefährlich verletzt. Eine Nachforschung. 270 Seiten, 28.-
- Die Wand der Sila. 140 Seiten, 26.-
- Mondmilchsteine. Roman einer Gipswiler Jugend. 220 Seiten, 22.-
- Die elektronische Schiefertafel.

Emil Zopfi

Die Fabrikglocke

Emil Zopfi,
Die Fabrikglocke.
Vom Aufstand
der Glarner Stoffdrucker
gegen die Zeit.
Limmat Verlag,
280 Seiten, 34.-
(ISBN 3 85791 190 5)



Arbeit ist ihnen eine Stimme zu gönnen. Schliesslich müssen sie am Morgen aufstehen wie wir.» Da hat Zopfi vielleicht ein wenig zu viel Phantasie entwickelt.

«Wäre das Schloss an jenem 23. Januar 1837 in Flammen aufgegangen, wüssten wir heute mehr.» «Die Geschichtsbücher verschweigen den ersten grossen Streik in der Industriegeschichte der Schweiz, obwohl er mehr war als eine Erhebung von Heimarbeitern gegen die Maschine, wie jene von Uster 1832. Es war ein organisierter Aufstand gegen die Zeit schlechthin, der Bruch zwischen einer in der Natur verwurzelten bäuerlichen Lebenswelt und der von Maschinen bestimmten Industriegesellschaft.»

«Im Jahr 1837 setzten sie die Kassengelder für den Streik ein, der sicher eine Woche, vielleicht auch noch länger dauerte. Warum er schliesslich zusammenbrach, ist nirgends festgehalten.»

Die aktuelle Geschichte

Ganz ohne Folgen blieb der Streik nicht. «Die Landsgemeinde von 1864 nahm das Fabrikgesetz mit einigen An-

derungen an.» «Das Glarner Fabrikpolizeigesetz wurde zum Vorbild für das erste eidgenössische Fabrikgesetz von 1877, Dr. Fridolin Schuler erster Fabrikinspektor der Schweiz.»

Über die Vergangenheit schreiben, heisst immer auch zur Gegenwart Stellung zu nehmen. «Die Arbeiterbewegung, auf deren Errungenschaften die Glarner stolz sind, gibt es heute nicht mehr. Und selbst die allererste Schutzmassnahme für die Arbeiterinnen und Arbeiter in der Glarner Industrie, das Verbot der Nachtarbeit aus dem Jahr 1824, wird wieder in Frage gestellt.»

«Die Herren führen die Verhandlungen, sie haben Argumente, sie haben die Sprache, sie haben die Macht und auch die Waffen. Die Lieutenants und Hauptleute und Obersten sind sich gewohnt, zu organisieren und zu kommandieren. Und die Arbeiter sind sich gewohnt, den Kopf zu beugen, zu nicken, zu gehorchen. Was haben wir ihnen entgegenzusetzen, fragte sich Legler während der Verhandlung. Nur das Nein. Nur die Verweigerung der Arbeit, sonst nichts. Wir haben keine Vorstellung, wie es anders weitergehen könnte, wie man anders fabrizieren und wirtschaften könnte. Es muss sich alles erst entwickeln, wir stehen am Anfang.»

Emil Zopfi «versucht» nicht nur sich die Geschichte des Glockenstreiks zu erzählen, sondern auch einen Fabrikroman zu schreiben. Einen Fabrikroman, der zugleich noch ein «Heimatroman» ist, welcher, weil das Ganze zwischen mächtigen, alles überragenden Bergen liegt, auch ein «Bergroman» wird. Nun, alle drei Romanarten sind bisher in der Schweiz immer wieder in sehr kitschiger Art und Weise abgehandelt worden. Dem kann Emil Zopfi nicht ganz entkommen. Beim Lesen wird man nie das Gefühl los, das Buch sei das Produkt einer Schreibwerkstatt.

«Gegen Mittag beginnt der Grat des Freibergs Käpf zu glühen, die Sonne wandert widerstrebend dem zackigen Kammentlang. Dampfchwaden, die über dem Waschhaus lagern, leuchten hell auf, junge Eiben und Rotbuchen im Garten der Villa am Herrenweg werfen Schatten auf den Schnee. Sie sehen aus wie eine Schar von Krüppeln, die verzweifelt ihre Arme ringen.» Die Personifizierung der Natur ist alles andere als einfach, sie wirkt schnell als Klischee. «Hie und da ächzt ein Fuhrwerk daher, das vom Oberdorf kommt, beladen mit Stoffballen oder Holz.»

Die versuchte Geschichte

Die Geschichte wird literarische Fiktion. «Der Untergang der Glarner Textilindustrie war noch nicht abgeschlossen, als ich an diesem Buch arbeitete. Oft fragte ich mich, ob ich nicht eine Geschichte der Gegenwart erzählen sollte, die Agonie, den Zerfall schildern. Doch immer wieder kam ich zum Schluss, dass die Gegenwart nur im Spiegel der Vergangenheit verstanden werden kann. Und folgte weiter ihren Spuren, schritt eines Tages zwischen gelblichen Fabrikgebäuden durch das Areal der Stoffdruckerei Blumer & Cie. in Schwanden "in der Mühle". Leere Fenster, blätternder Verputz, kein Mensch. Warmer Regen fiel, der Staub auf den ausgetretenen Wegen roch faulig. Vor dem Hängeturm lagen blaue Siebdruckfahnen auf einem wirren Haufen, Alteisen. Auf der anderen Seite Innenaus-

bauten aus Holz. Der "Hänggiturm", Wahrzeichen der Fabrik, ein Denkmal der Industriegeschichte, wurde abgerissen.»

Zopfi probiert verschiedene Aspekte seiner Biographie zu verschmelzen. «Ein kühler Morgen, die steilen Hänge vom Klöntal zur Hütte hinauf lagen noch im Schatten, das Gras war feucht von Tau. Ich stieg schnell höher, folgte einer Spur durchs Geröll zur einer Felsstufe, kletterte auf Bändern nach rechts, kam zum Gletscher.» Der Bergsteiger ist im Aufstieg und sinniert über die Welt.

«Gemächlich wanderte ich über die Gletscherfläche, die leicht anstieg gegen Osten, spürte bald etwas Müdigkeit in den Beinen. Die Sonne brannte. Einmal setzte ich mich hin, lehnte meinen Rücken an einen Felsbrocken, der über und über mit rostroten und zitronengelben Flechten bewachsen war, die sich in Nestern über die weisse Kalkhaut ausbreiteten. Eine Flechte sein, wünschte ich mir in diesem Augenblick, Flechten sind das Gegenteil von Menschen. Sie bewegen sich nicht vom Fleck, doch sie leben Tausende von Jahren. Während wir durch die Welt hasten, gehetzten Ameisen gleich, zieht die Welt an ihnen vorbei. Nichts kann sie aus ihrer Ruhe bringen, weder ein Bergsturz noch ein Erdbeben. Was wir Geschichte nennen, ist für sie nur Atemzug, ein Gähnen nach dem Erwachen. Sie werden uns und unsere Zeit überleben. Zärtlich führte ich mit dem Finger über die rauhe Oberfläche der Flechten. Selbst ihr Duft war Ewigkeit.» Das gemütliche Absitzen im Aufstieg auf einen Berg kann ich mir schlecht vorstellen. Der Drang gipfelwärts zu gehen, ist genauso wichtig wie die Anstrengung, das Schwitzen im Aufstieg. Die Befriedigung, die Befreiung kommt dann auf dem Gipfel.

Der Glarner sucht seine Wurzeln. «Ein schöner Sommer. Das Licht strömte mir entgegen, ich tauchte in die Welt des Gerölls, des kargen Grases, der verkrüppelten Wurzeln, der trockenen Düfte und des schwarzen, spröden Eises. Vorderglärnisch, Vrenelisgärtli, Heimat. Als Kind schon hatte ich immer hinaufgeschaut zur Wand, hatte geträumt von den Gipfeln, vom Fels, vom Gletscher.» Das Heimatgefühl hat etwas mit der Umwelt, mit der Natur zu tun, in der man aufgewachsen ist, von der man die ersten Eindrücke, die ersten Düfte mitnimmt. Leicht zu beschreiben ist es nicht; vor allem als Linker, als 68er nicht, der zur ganzen Heimatduselei ein gestörtes Verhältnis hat.

«Du bist kein Glarner. Du cusch nüd Glarnertütsch.» Dies gilt für Kubli wie für Zopfi. Es muss wichtig sein, denn Zopfi erwähnt es drei- oder gar viermal. Die Sprache ist ein bedeutendes Element für die Identifikation. Ob sie alleine und so absolut über die Zugehörigkeit entscheidet? Seine Aussprache hat sich verändert, weil er vor einiger Zeit weggezogen ist. Die Sprache signalisiert das. Ob er aber deswegen nicht mehr dazugehört? Ist da nicht allzu-sehr Sozialklischee im Spiel? Das Suchen nach den Wurzeln, nach Heimat, ist etwas anderes als die Suche nach einer menschlichen Gemeinschaft, in der man sich wohl und geborgen fühlt. Das kann am selben Ort sein, muss es aber nicht.

Ich finde es mutig, was Zopfi mit der «Fabrikglocke» versucht hat. Das Buch verdient es, dass wir uns mit ihm auseinandersetzen. Ich werde es jedenfalls bald wiederlesen. Inzwischen hoffe ich, darüber diskutieren zu können.